

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 291. Bromberg, den 25. Dezember 1929.





Weihnachtslied



Was heute singt in engen Räumen
Und leuchtet: Freude, Glanz und Licht
Von Angesicht zu Angesicht —
Was knistert in den Lichterbäumen;
Ist einer Welt seligstes Träumen ...
Und ist das Lied vom letzten Finden,
Das Lied vom letzten, großen Ziel,
Das Lied vom Stern, der leuchtend fiel
Hell in der Nacht der Suchend-
Blinden ...
Das Lied der großen Wiederkehr
Des Paradieses — und der reinen
Erfüllung aller Sehnsucht, der
Nun solle ew'ge Güte scheinen.
Doch wieviel Sehnsucht geht auch heute
Noch Wege tief im Winterland.
Wie viele Sehnsucht sucht die Hand,
Die Heimat ihr und Ziel bedeute ...
Wie viele Straßen geht noch Not
Gequälter Seelen hin und her
Im weißen Schneeland, tragend, schwer,
Und schaut ins kalte Abendrot.
Wie vieles Unerfüllte heute
Und Wandernde! — Doch übern Schnee
Der Felder, Heiden das Geläute
Klingt hin und überklingt das Weh
Der ganzen Welt. — Es singt in
Sternen —
Das ist das Lied vom letzten Ziel,
Vom Licht, das in das Dunkel fiel,
Aufhellend alle Weltenfernen.
Wir müssen nur zu Ende lernen
Das süße Lied vom letzten Ziel ...

Karl Röttger.





Das schönste Fest, das Fest der Kindheit.

Weihnachtsworte von Richard Vollmöller.

Weihnachten ist das schönste Fest; denn es ist die Feierzeit der Kinder und der Kindheit, der Friedfertigkeit, der Gebefreudigkeit und der Freudenbereitschaft. In Palast und Hütte atmet man am Heiligen Abend auf und lauscht der inneren Stimme, lauscht der Stimme der eigenen Kindheit, die so tief versunken scheint, und hört sie unbefangen, unschuldsvoll lachend aufklingen in dem Kinde oder gar den Kindern, die man als unersetzliche Gabe glücklicher, fruchtbarer Ehe und Elternschaft am Weihnachtsabend mit so besonderer Dankbereitschaft für die Gnade des Schicksals empfinden darf. Nur der Baum, der Früchte trägt, ist zu vollkommener Vollendung gediehen. Aus dieser zuweilen bewußten Erkenntnis, meist wohl unbewußten, nebelhaften Ahnung ist für Eltern und Kinder Weihnachten das Fest der Erfüllung. Der Mensch, Mann oder Weib, sehnt sich am Heiligen Abend danach, wenn nicht in die Augen des eigenen Knaben oder des eigenen Töchterchens so doch in Kinderaugen zu sehen, die von Freude verklärt werden, Freude, an der er mitgeholfen hat.

Die unüberwindliche Hoffnung des Menschenherzens hat unsere Vorfahren bewegt, den grünen Tannenbaum als Sinnbild der ewig schaffenden, ewig lebenden, auch in der toten Zeit des Jahres nur leicht schlummernden, immer kräftig und würzig atmenden Natur in ihre Häuser zu holen. Als Sinnbilder der Fruchtbarkeit hängten sie die Äpfel hinein, die mit ihren prallen roten Backen an die frischen, wettergebräunten Wangen gesunder Buben und Mädel erinnern. Solche Kinder wünschten sie sich, in solchem Nachwuchs erblickten sie ihr höchstes Erdenglück und verschönten den fruchttragenden Baum durch den köstlichsten Stern, den Jupiter, der in der weihnachtlichen Zeit dem Wanderer im Walde bei seinem Aufgang am schwarzblauen Winterhimmel auf den Spitzen der höchsten Tannen zu glühen scheint und ihre Zweige mit einem magischen Licht erfüllt. Die Deutschen sind die ersten und einzigen gewesen, die diesen Stern und sein warmes Licht auf jeden der schweren Zweige ihres Weihnachtsbaumes geheftet haben.

Sie machten damit den Kindern ein Geschenk von atemraubendem Zauber. Sie ließen mit dem wachs- und tannenduftenden Lichterbaum, mit seinen glitzernden Sternen, seinen funkelnden, vielfarbigen Kugeln, dem silbernen und goldenen Engelhaar, den schwingenden, schwebenden geflügelten Himmelsboten und der erleuchteten Krippe mit Maria und Josef und dem Kinde, den Mohrenkönigen und Hirten, dem Gold, Weihrauch und Myrrhen und den Schafen und Eseln ein sehnsüchtig geträumtes Märchen zur glückesvollen Wirklichkeit werden.

Die deutschen Kinder von heute wissen alle, daß dieses Märchen mit seinem festlichen Glanze und seinem schier fieberhaften Taumel nur in der Christnacht lebendig wird. Sie stehen den Schicksalsfragen unseres Volkes noch ganz fern und ahnen mit ihren fein gestimmten Seelen doch den Mißklang in den Herzen ihrer Eltern, der diese mit einer klug verdeckten und doch fühlbar bleibenden Trauer erfüllt. Sie wissen noch nichts oder nur sehr wenig von dem unermeßlichen Tränenkrug des deutschen Leids, aber sie empfinden klar, daß nur einmal im Jahre das zarte leuchtende Weihnachtsmärchen blüht und daß ihre Eltern in Nöten und Kämpfen stehen. Ihre Liebe zu den Kindern waltet nicht sorgenfrei, nicht unbekümmert, nicht unbelastet und so hingebungsvoll, wie sie selbst einst die Liebe ihrer Eltern empfingen.

Es ist das große Glück unserer Jugend, daß sie freier, planvoller gehegt und gepflegt aufwachsen darf, und ein ungleich entgegenkommenderes Verständnis bei den Erwachsenen für ihre geistigen und körperlichen Notwendigkeiten findet als jede Generation vor ihr. Und doch geht ihr unendlich viel an Werten der Seele und des Gemütes verloren, die vor nunmehr sechzehn Jahren die Jugend auch des ärmsten Kindes noch so warm und sonnig und sonntäglich gestalteten. Die heutige Jugend steht im grauen Alltag, und ein langer Leidensweg mit unendlich vielen Stationen der Peinigung und Bedrückung scheint ihr bevor zu stehen. Dieser Jugend, die eine harte, vergleichsweise eintönige Gegenwart lebt und einer freudenarmen Zukunft entgegenwächst, sollten wir stets durch wahrhaft Fröhliche Weihnachten ein so großes Kapital erfüllter Wünsche mit auf den Lebensweg geben, wie wir das nur irgend vermögen. Dann können wir auch aus der diesjährigen Weihnacht die reine seelische Kraft schöpfen, die wir zur Fortsetzung des Ringens um ein freies Land mit freien Menschen mit unerschöpflicher Willensstärke für uns und unsere Jugend unermüdlich einzusetzen haben. Vielleicht erstreiten wir uns oder wenigstens unseren Kindern trotz alledem wieder eine ungetrübt fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.

Stille Nacht.

Weihnachtsskizze von Paulrichard Hensel.

Mit leuchtenden Fenstern stand die Kirche zwischen den dunklen Bäumen des Parkes. Gegenüber dem Eingang, an dem niedrigen Eisengitter der Anlagen, hatte ein junger Mensch seine Weihnachtsbäume aufgestellt und schlenderte langsam zwischen ihnen auf und ab. Sein Gesicht war nicht häßlich; vielleicht hatte er einmal bessere Tage gesehen, aber nun mußte er irgendwie Brot verdienen, wenn es auch schwer war. In einer Stunde mußte der Platz geräumt sein, und es bestand wenig Hoffnung, daß jetzt am Heiligen Abend noch Käufer kommen würden. Neben ihm, an einem kleinen Wagen mit Obst, stand ein junges Mädchen. Es war schön und schlank, schien aber zu frieren und hatte müde Augen. Bisweilen kam ein Polizist vorbei, mit schweren und langsamen Schritten, denn er hatte den Kopf voller Sorgen, wie er wohl ein Geschenk für die Frau zu Hause beschaffen könnte. Es hatte Unfrieden gegeben, und er war ratlos und traurig. —

Die drei kannten sich seit mehreren Tagen. Der Mann mit den Weihnachtsbäumen und das Mädchen hatten sich oft, wenn das Stehen zu langweilig wurde, miteinander unterhalten und vertrugen sich als Nachbarn recht gut. Aber bei dem Mädchen waren auch oft Herren stehen geblieben, die Schmeichelworte sagten und Schlimmeres, so daß sie verwirrt wurde. Und einer hatte sie gar für heute abend eingeladen und Geschenke versprochen — das klang für die arme Marie sehr verlockend. Denn es kamen wohl täglich viele paketbeladene Menschen an ihr vorüber aber sie selbst sah keinem frohen Weihnachtsabend entgegen

Der Gottesdienst war zu Ende. Durch die geöffnete Tür der Kirche drangen die Orgeltöne in den Park, und unzählige festlich erregte Menschen kamen über die Stufen herab und zerstreuten sich nach allen Seiten, jeder mit Gedanken an das Heim, dem er entgegen ging. Aus diesem Schwarm löste sich ein elegantes Paar und trat tiefer in den Schatten der Bäume, so daß es fast dicht vor dem Wagen der jungen Marie stand. Die beiden Menschen schienen von einer unerwarteten Begegnung so erregt, daß sie sich hier inmitten der fremden Menschen ganz allein fühlten.

„Ich wollte nicht deinen Weg kreuzen", sagte der Mann, „ich weiß, du hast nicht viele gute Gedanken für mich übrig . . ."

„Doch, Werner, ich habe mir Mühe gegeben, zu verstehen, warum du langsam aus meinem Leben fort gingst. Und ich erkannte es war gut so. Denn du gabst mir den Frieden zurück. Auch du hast ihn gewonnen — vergiß das heut nicht, am Weihnachtsabend . . ."

Der Mann sah unsicher zu Boden. „Und nun gehe ich allein in mein einsames Zimmer und du in dein reiches Haus, in dem du erwartet wirst . . ."

„. . . und denke an dich", unterbrach ihn die Frau. „Das werden wir wohl nicht verlernen — das Denken und die Sehnsucht —"

Fröstelnd zog sie ihren Pelz zusammen. Zwei Hände lagen zaghaft, ratlos ineinander. Dann war der Platz leer. Die Orgel verstummte. Die Lichter in der Kirche erloschen. —

Der junge Mann bei den Christbäumen lächelte ein wenig. Ihm war kein Wort der Fremden entgangen. Wenn die Menschen noch Sehnsucht haben, dachte er, was bangen sie dann um ihr bißchen kümmerlichen Frieden? Verstohlen blickte er zu seiner Nachbarin herüber, die mit gesenktem Kopfe still vor sich hinsah. Nun haben ihr die anderen gewiß die Stimmung verdorben, vielleicht hatte sie sich auf

irgend etwas Schönes gefreut — und da ohnehin Verkaufsschluß war und die Bäumchen, die übrig blieben, fort mußten, suchte er die schönste Tanne aus, trug sie zu dem jungen Mädchen und sagte: „Da, Fräulein Marie, haben Sie auch einen Weihnachtsbaum.“ Dann wurde er ganz verlegen.

Marie schaute verwundert auf. Ein seltsames Gefühl durchströmte sie plötzlich. Noch hatte sie den Klang der Orgel in den Ohren und die herben Abschiedsworte der beiden Fremden, und nun kam dieser, mit dem sie den ganzen Tag kaum gesprochen hatte, und schenkte ihr etwas — weil Weihnachten war — und sah sie ganz lieb und lächelnd an.

Da entsann sich das Mädchen, daß Weihnachten auch das Fest der Liebe ist, und begriff, daß diese Liebe keine große, flammende, unstete und bedrückte zu sein braucht, die am Ende doch nur nach Frieden sucht, sondern daß sie schon im schlichten Wohltun dem Nächsten gegenüber leben kann — und sie gab fest dem Manne die Hand . . .

Als der Polizist wieder über den matt erleuchteten Kiesweg zwischen Kirche und Park kam, sah er die beiden jungen Menschen im Schatten der Bäume stehen, eng umschlungen, im weltvergessenen Kusse. Langsam wandte er den Blick ab und ging weiter. Aber sein Gesicht erhellte sich, und seine Schritte klangen zuversichtlicher, und er war gar nicht mehr ratlos, als er jetzt durch die leer gewordenen Straßen nach Hause ging.

Der Weihnachtsfund.

Skizze von Alfred Kühnemann.

Sebaldus Schwartz betrachtet immer wieder mit heimlicher Freude den kleinen sauberen Briefumschlag, den ihm sein Chef wohlwollend in die Hand gedrückt hat. Zweihundert Mark als Weihnachtsgeschenk, eine runde hübsche Summe. Soll er die schönen, glatten Scheine anbrechen, um etwa überflüssige Dinge zum heutigen Weihnachtsabend einzukaufen? Selbstzufrieden trottet er nach Hause. Er hat genug Geschenke für die Familie besorgt, rechtzeitig und zu vorteilhaften Preisen.

Hastig drängen sich die Menschen auf den Straßen an ihm vorüber. Es ist als ob sie alle noch einen Schnellzug erreichen wollten, der sie ins heilige Land der Freude führte. Sebaldus schüttelt den Kopf über dieses wunderliche Getue. Er mißt seine Schritte bedächtig wie im Bureau ab. Sein Herz ist überglücklich. Er malt sich den Augenblick aus, wo er unter dem brennenden Christbaum den Briefumschlag triumphierend hervorziehen wird. Für ehrliche Dienste, hatte der Chef doch gesagt.

Der Strom der Menge treibt seine Gedanken ab. Hier stößt ihn jemand beiseite, dort läßt ein anderer etwas fallen. Sebaldus hebt es auf. Es ist eine Geldtasche. Vergeblich ruft er dem Eilenden nach. Wie von selbst öffnet sich die Tasche in seiner Hand. Eine Zwanzigdollar-Note kommt zum Vorschein. Sebaldus überlegt nicht lange. Auf dem Nachhausewege muß er an der Polizeiwache vorüber, wo er den Fund abgeben kann.

Er prüft noch einmal den Inhalt, reibt den Schein zwischen den Fingern. Eine leise Unruhe befällt ihn. Aber kein Mensch hat es beobachtet. Mit erzwungener Gleichgültigkeit steuert er auf die Wache zu. Man wird dort den Empfang der Tasche einfach quittieren. Und dann kann er nach Wochen oder Monaten einen bescheidenen Finderlohn einstreichen. Oder überhaupt leer ausgehen, wer weiß? Würde es jemals in dieser großen Stadt entdeckt werden, wenn er . . . Eigentlich fehlt noch so viel an einem richtigen Weihnachtsabend!

Sebaldus Gedanken kreisen ruhelos um den Schein. Man könnte ihn unerkannt auf einem Bahnhof einwechseln. Man könnte . . . ja man könnte mit ihm alles erreichen, wenn man nur wollte. Sebaldus wird langsam mürbe. Der unerwartete Besitz von Geld reizt seine Wünsche. Ohne Überlegung schafft er sich den seltenen Genuß einer Autofahrt zum Bahnhof. Das Umwechseln der Note gelingt ihm mit der Sicherheit eines Weltreisenden.

Vom Bahnhof in schneller Fahrt zur Stadt zurück in ein großes Kaufhaus. Die Zeit drängt, man erwartet ihn bereits zu Hause. Sebaldus weiß nicht recht, was er alles erstehen soll. Seine Erregung wächst von Einkauf zu Einkauf. Das eingewechselte Geld ist nahezu ausgegeben.

Endlich hat er sich zum Ausgang durchgekämpft. Man ist auf den drängenden, schwer beladenen Mann aufmerksam geworden. Warum verfolgen ihn jetzt überall bohrende Blicke. Ein Schreck durchzuckt ihn. Die leere Banknotentasche steckt noch in seinem Rock. Sie scheint wie ein Magnet die Augen der Vorübergehenden anzuziehen. Aber kann man sie jetzt einfach fallen lassen? Sicher würde man es bemerken und sie ihm unweigerlich wieder aushändigen. Und wenn dann vielleicht der fremde Verlierer zufällig Zeuge dieses Auftrittes wäre? Sebaldus erblaßt bei diesem Gedanken. Er sucht nach seinem Taschentuch und zieht statt dessen das vermaledeite Ding hervor. Im gleichen Augenblick spricht ihn jemand an. Sebaldus bleibt wie gelähmt stehen. Der Fremde erkundigt sich gleichgültig nach einer Straße. Sebaldus stottert verlegen eine Antwort. Die Tasche muß weg, ist sein einziger Gedanke. Sicher ist die Polizei schon auf seiner Spur.

Seine Qual beginnt von neuem. Tausend Möglichkeiten blitzen auf. Soll er es doch versuchen, die Tasche in einer unbelebten Straße wegzuwerfen? Aber seine schweißigen Fingerabdrücke haften auf ihr, sie wandern ins Verbrecheralbum. Überdies sein Rieseneinkauf! Er wird sich vor den neugierigen Hausnachbarn nicht verbergen lassen. Die Kette der Zusammenhänge wäre leicht zu schließen. Also einen anderen Weg! Man könnte die Tasche an einen Stein binden und ins Wasser werfen. Aber wo jetzt einen schweren Stein hernehmen?

Erschöpft bleibt er stehen. Mit zitternder Hand greift er nach der Banknotentasche und will sie wütend zerreißen. Aber das boshafte Ding leistet hartnäckigen Widerstand. Das Schicksal scheint unabwendbar zu sein. Man wird während der Feiertage eine Haussuchung bei ihm abhalten.

„Unmöglich!“ wehrt er stöhnend ab. Es bleibt nur ein Ausweg. Die Zwanzigdollar-Note muß zurückgekauft werden und koste es auch die ganze Weihnachtsgratifikation. Sebaldus steht wieder an dem Wechselschalter des Bahnhofs, in Schweiß gebadet, bedrückt, kleinlaut. Der Beamte bedauert, er habe nur kleinere Scheine. Sebaldus greift danach wie nach einem rettenden Anker. Aufatmend eilt er der Polizeiwache zu, um sich des unheilvollen Begleiters zu entledigen.

„Wen suchen Sie?“ fragt der Polizist am Telephon, als Sebaldus gerade das Zimmer betritt. „Einen Herrn Sebaldus Schwartz? Einen Augenblick, bitte . . .“ Sebaldus wagt nicht weiter zu atmen. Das befürchtete Verhängnis hat sich erfüllt. Die soeben gekauften Dollarnoten verraten seine Unterschlagung. Er legt unsicher die gefundene Tasche auf den Tisch und erwartet stumm seine Verhaftung. „Und Sie wollen wirklich den Fund ohne Namensnennung anmelden?“ fragt der Beamte nun schon zum zweiten Male. Sebaldus nickt, eine letzte Hoffnung leuchtet auf. „Man findet selten so selbstlose Menschen“, fährt er kopfschüttelnd fort, „das macht wohl die Weihnachtsstimmung!“

Endlich ist Sebaldus zu Hause angelangt. „Zwei Stunden Verspätung!“ ruft ihm die besorgte Gattin entgegen. „Wir haben schon bei der Polizei angefragt, ob dir etwas zugestoßen ist.“

Altes Bild.

Maria wiegt das Jesuskind,
Sehr leise streicht herein der Wind.

Die Ochs und Schäflein schlafen all.
Ein Kerzenflämmlein glimmt im Stall

und tastet an den Wänden auf.
Zwei Balken schieben sich zuhauf.

Ein Kreuz steht überm Jesuskind.
Sehr leise klagt herein der Wind.

Ludwig Bäte.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(12. Fortsetzung.)

Das war der alte Chilene, den sie an der Landung gesehen hatten. Armer Vater! Wie wenig Hoffnung hatte er, sein Kind wieder zu erhalten. Wer von allen kannte ein einziges Beispiel, wo die Wilden das, was sie erbeutet, gutwillig wieder herausgegeben hätten? Wer konnte sie in ihren Steppen zwingen, wo sie, flüchtig wie der Strauß der Pampas, einen Kampf annahmen, wenn sie sich in der Überzahl wußten, und hinaus in die Weite stoben, wo ihnen nur die geringste Gefahr einer Niederlage drohte. Und allein wollte er gehen? Er hatte geäußert, er würde sich hier in Valdivia Begleitung suchen, — vielleicht chilenisches Militär.

10. Pläne.

Am nächsten Tage schwärmte die Stadt von wilden Gerüchten; denn ein paar Chilenen, die mit von Concepcion herübergekommen waren, hatten noch nachträglich solch entsetzliche Geschichten über die von den Pehuenchen verübten Greuel erzählt, daß die Valdivianer anfingen, um ihre Sicherheit besorgt zu werden. Man sprach in allem Ernst davon, sich gegen einen indianischen Einfall zu rüsten, eine Miliz zu schaffen, Erdwerke aufzuwerfen, die Frauen nach der südlicher gelegenen Kolonie Puerto Mont zu schaffen und dergleichen mehr. Das einzige nur, was die Kolonisten einigermaßen beruhigte, war die vorgerückte Jahreszeit; denn wenn die regelmäßigen Regen, die jetzt jeden Tag beginnen konnten, eintraten, so durften sich die Wilden nicht mehr in das Land hineinwagen, da ihnen, durch die rasend schnell anschwellenden Ströme der Rückzug abgeschnitten werden konnte. Außerdem beschwichtigten die Ruhigeren unter den Deutschen auch bald die übrigen.

Wie fern übrigens die im Osten oder diesseits der Kordilleren wohnenden Eingeborenen allen Streitigkeiten standen, und wie wenig sie sich bis jetzt hineingemischt hatten, zeigte ein Trupp von Indianern, Männern und Frauen, die an diesem nämlichen Nachmittag in die Stadt kamen, um Einkäufe zu machen. Sie hatten als Handelsartikel ein paar Pferde mitgebracht, schlenderten in den Straßen herum und blieben vor allen Ladenfenstern stehen, um sich die dort ausgehängten Herrlichkeiten von Glasperlen, Messern, bunten Tüchern und sonstigen Kostbarkeiten aufmerksam zu betrachten, und dann untereinander lebhaft über deren Wert zu debattieren.

Es waren licht-kupferbraune, nicht unschöne Gestalten, die Männer schlank und kräftig gebaut, die Frauen etwas mehr gedrückt, mit einer Neigung zum Fettwerden, was bei ihnen als Schönheit gilt, mit klugen, schwarzen Augen und langen, straffen, schwarzen Haaren, — ein Abzeichen sämtlicher Indianerstämme Amerikas. Gekleidet gingen sie in selbstgewebten und mit Indigo gefärbten wollenen Stoffen. Die Frauen trugen ein langes blaues Gewand, das bis auf die Knöchel hinab und bis zur Kehle hinauf reichte, unter dem rechten Arm aber durchgezogen war und diesen für jede Arbeit und Bewegung frei und nackt ließ; aber ein anderes Kleidungsstück, eine Art Mantelkragen, fiel ihnen über die Schultern und schützte sie gegen Kälte und Nässe.

Die Männer trugen enganschließende Hosen, aber ein weites Gewand darüber, ähnlich wie der indische Sarong, das ihnen weit unter die Knie reichte. Hemden kannten sie nicht, aber der Poncho, durch den sie den Kopf steckten, fiel in malerischen Falten über ihre Schultern.

Die Köpfe waren bei allen bloß, und das Haar der Männer hing langgekämmt nieder, während es bei den Frauen in dicke, hübsch geflochtene Zöpfe gelegt war. Schuhe hatte keiner von ihnen.

Um die Weißen kümmerten sie sich nicht, war ihnen doch auch ihre Sprache fremd. Wurden sie gegrüßt, so nickten sie wohl zum Dank, die Frauen drängten sich aber dann wie ängstlich an die Männer an, als ob sie sich fürchteten, daß sie von den Fremden noch weiter angeredet oder belästigt werden könnten. Und doch verlangte es sie, in die Läden der Weißen zu treten und etwas von den schönen Sachen zu erhalten, die dort zur Schau standen. Diese Stämme vor allen hängen an buntem Glasperlenschmuck, und die Frau des einen Burschen trug schon vielleicht drei bis vier Pfund solcher Schnüre, kleine feste Stick- oder Strickperlen in allen Farben, um ihren Hals.

Der alte Chilene, Don Enrique, kam die Straße herunter und stutzte, als er den Indianern begegnete. Waren diese von der Otra Banda drüben? Konnten sie ihm Kunde geben von seinem Kind? — Ein Versuch, sie anzureden, war vergeblich; die Männer lachten und schüttelten mit dem Kopf, die Frauen wichen scheu hinter sie zurück.

„Die verstehen nichts als ihre Pehuenchensprache!" sagte Meier, der gerade in diesem Augenblick, seinen Poncho übergehangen, aber seine kurze deutsche Pfeife im Munde, vorüberkam, und den alten Mann von gestern erkannte. „Das ist das blanke Kauderwelsch, Sennor, und bricht einem die Zunge ab."

„Kommen sie aus den Pampas?" fragte der Chilene rasch, der selbst den Deutschen im ersten Augenblick mißtrauisch betrachtete, denn sein fremdartiger Dialekt und sein sonnengebranntes Gesicht mochte in ihm den Verdacht erwecken, daß er ebenfalls zu irgend einem der Stämme gehöre.

„No", sagte Meier kopfschüttelnd. „Das ist Volk von der Ranco-Lagune oder da herum; die haben mit den Pehuenchen nichts weiter zu tun, als daß sie ziemlich ebenso sprechen. Sie kommen auch nie hinüber über die Berge."

„Und waren Sie schon drüben, Sennor?" fragte der Alte.

„Ich? Si!" nickte Meier „Wo bin ich nicht schon gewesen? Zweimal war ich dort mit einem der Händler hier, die alle Jahre die Reise bis zum Limai machen und drüben Tauschhandel mit den Wilden treiben. Jenkitruß ist ein famoser Bursche und hält auf Ordnung. Man ist so sicher drüben, wie hier in Valdivia."

„Sie kennen Jenkitruß?" rief der alte Mann mit zitternder, erregter Stimme.

„Werde ich ihn nicht kennen!" lachte Meier. „Ich habe drei Nächte vor seinem Zelt im Regen geschlafen, ohne daß er auch nur ein einziges Mal gesagt hätte: „Bitte, treten Sie näher, Herr Meier." Lebensart haben die roten Schufte nicht, das muß wahr sein, aber auf ihren Pferden sind sie flink wie der Teufel, und sonst auch eben nicht unrecht. Wenn sie sich auch untereinander — wie wir drüben waren, — ein paarmal die Hälse abschnitten, — betrunken haben sie sich, daß es einen Stein erbarmen konnte, — uns Deutschen taten sie nichts, und ich hätte es keinem aus dem Schwarm raten mögen, auch nur das geringste von unseren Sachen oder gar ein Pferd zu stehlen, der Kazike wäre ihm nicht schlecht auf den Kasten gestiegen."

„Und was haben Sie für eine Beschäftigung?"

„Gar keine. Den ganzen Tag reiten sie in der Welt herum und essen und trinken."

„Nein, ich meine Sie selber, haben Sie hier ein Geschäft in der Stadt?"

„Ach so, ich! Ich dachte, Sie meinten die Rothäute. Ich? Nun, ich bin auch so ne Art halber Indianer; ich arbeite, was vorkommt, — je weniger, desto besser. Ich kann mit sehr wenig Arbeit auskommen!"

„Hätten Sie Lust, mich über die Berge zu begleiten?"

„Je nun," meinte Meier, „darüber ließe sich vielleicht noch reden, das eilt ja auch nicht. Jetzt fängt die Regenzeit an, und dann sind die Berge geschlossen und bis zum November läuft noch mancher Tropfen Wasser den Berg hinunter."

„Ich will aber gleich gehen," rief der alte Mann, „morgen — heute, wenn es sein könnte je eher, desto besser, ich muß hinüber."

„Ja muß!" sagte Meier trocken, indem er an seiner Pfeife zog. „Wer geht in der Jahreszeit mit, wo die Wilden ihre Apfelchicha trinken und alle vierundzwanzig Stunden im Tag betrunken sind. Kein Mensch wäre seines eigenen Halses sicher."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg